



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Biedermann, Karl: Der Katholicismus in Deutschland im vorigen  
Jahrhundert.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der Katholicismus in Deutschland im vorigen Jahrhundert.

Der neuerdings in verschiedenen Theilen Deutschlands entbrannte heftige Kampf zwischen der katholischen Kirche einerseits, den weltlichen Gewalten und der modernen Civilisation andrerseits, lenkt den Blick des Kulturhistorikers unwillkürlich auf frühere Zeiten zurück, und auf die Stellung, welche damals die katholische Kirche und der Katholicismus im Kulturleben des deutschen Volkes einnahmen.

Die nachfolgenden Ausführungen machen nicht entfernt darauf Anspruch, ein abgerundetes Gesamtbild von den Zuständen der katholischen Kirche in Deutschland im vorigen Jahrhundert zu liefern. Nur eine Anzahl einzelner Züge zu einem solchen Bilde wollen sie bieten, und zwar solche, die meist von erster Hand aus Mittheilungen zeitgenössischer Schriftsteller entnommen sind.

Wir vertheilen unsern Stoff unter drei Rubriken. Zuerst wollen wir einige Beispiele anführen (wie jene zeitgenössischen Mittheilungen uns solche an die Hand geben) von der Rohheit, dem Aberglauben, der Unduldsamkeit, endlich der Unsittlichkeit, welche damals bei einem Theile des katholischen Klerus in Deutschland herrschten und ihre verderblichen Einflüsse auf die Bevölkerung in weiten Kreisen äußerten. Sodann wollen wir an einer andern Reihe von Beispielen zeigen, wie trotzdem die katholische Kirche in Deutschland den Einströmungen und Einwirkungen der immermehr überhandnehmenden allgemeinen „Aufklärung“ und „Humanität“ sich nicht zu verschließen vermochte, ja wie schon damals innerhalb derselben neuernde Ideen und Bestrebungen sich kundthaten, die in bisweilen überraschender Weise bald an die deutsch-katholische, bald an die altkatholische Bewegung der jüngsten Zeiten erinnern. Und endlich werden wir einige Streiflichter werfen auf die damalige Stellung der geistlichen zur weltlichen Gewalt in Deutschland, auf das Verhalten sowohl weltlicher als geistlicher Fürsten des Reiches zu Rom und zur römischen Kirche.

Die geschichtlichen Parallelen aus der Gegenwart zu jedem dieser ein-  
Grenzboten 1873. II.

zelnen Abschnitte unsrer Ausführungen, werden sich meist, auch ohne daß wir besonders darauf hindeuten, von selbst und ungesucht ergeben.

Zunächst ist es die übergroße Menge von Welt- und Klostergeistlichen, von Kirchen und Klöstern, welche von Schriftstellern der damaligen Zeit, protestantischen freilich, als bedrohlich für den allgemeinen Kulturfortschritt, hervorgehoben wird. In Baiern und der Oberpfalz zählte man 3000 Weltgeistliche, 1500 Mönche in 59 Abteien, 2000 weitere in 55 Klöstern und Bettelorden, 300 Nonnen in 8 weiblichen Abteien, 700 in 26 Nonnenklöstern. Nach einer andern Quelle gab es in Baiern allein 90 Bettelorden und im Ganzen 180 Klöster. Nach dem „Reisenden Franzosen“ gar 200 Klöster mit 5000 Mönchen. Die Fonds sämmtlicher geistlichen Stiftungen in Baiern werden auf 60 Millionen fl. veranschlagt. Nicolai rechnet auf Baiern 28,000 Kirchen und Kapellen, worunter namentlich eine sehr große Zahl Wallfahrtskapellen. Kurtrier hatte über 90 Klöster. Oesterreich besaß unter Karl VI. 1572 Mönchs- und 591 Frauenklöster. Wie Karls Enkel, Joseph II., darunter aufräumte, ist bekannt.

Es gab eine ziemliche Anzahl katholischer Priester, die nur vom Messelesen lebten und daraus ein förmliches Gewerbe machten. Solcher zählte man in Wien angeblich noch um das Jahr 1780 (kurz vor Josephs II. Reformen) 1400 deutsche, dazu noch etwa 500 fremde, — italienische, französische, spanische. Sie lasen an 3000 tägliche Messen, das Stück (wol im Minimum) zu  $\frac{1}{2}$  fl., was in runder Summe jährlich  $\frac{1}{2}$  Million fl. machte. Einzelne dieser Messpriester, so wird erzählt, die besonders viel Zulauf hatten und ihre Kunden nicht alle selbst befriedigen konnten, gaben die ihnen aufgetragenen Messen zum Theil in Accord an minder beschäftigte Kollegen auswärts, zahlten diesen einen geringern Satz dafür und machten auf diese Weise ein gutes Geschäft. Auch diesen Erwerb störte Josephs II. unbarmherzige Hand.

Die Geheimnisse des Klosterlebens — dieses direkten Gegensatzes natürlicher Lebensentwicklung — haben wol zu allen Zeiten des Verkehrten, Anstößigen, auch wol wirklich Unsittlichen, ja bisweilen Verbrecherischen viel verdeckt. Wenn wir noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Geschichten wie die der Barbara Uryk erlebten, was soll man von einer rückwärts liegenden Zeit mit ihrer geringern Bildung und der damals noch minder ausgebreiteten Macht der Deffentlichkeit erwarten? Aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts haben wir ein Seitenstück zu jener neueren Klostergeschichte, nur von weniger düstrier Färbung: die Erlebnisse des nach vielfachen Drangsalirungen noch mit leidlich heller Haut aus den Klostermauern entkommenen Pater Bronner, der sein Leben und seine Beobachtungen während seines geistlichen und klösterlichen Berufs in einem mehrbändigen Werke beschrieben hat. Das Buch, im Ganzen mit weniger Verbitterung als man glauben sollte,

wenn auch mit einer für die Beteiligten schwerlich angenehmen Offenheit geschrieben, gibt ein pikantes Bild von dem Leben und Treiben in Klöstern, wie es damals war, vielleicht auch noch heut zum Theil sein mag.

Im Benedictinerkloster Donaunwörth, wo Bronner Novize war, ging es gar lustig her, namentlich unter den ältern Brüdern, welche die jüngeren, wenn diese zu schüchtern auftraten, zu gleicher Lustigkeit ermahnten. „Was seid Ihr für Memmen“, hieß es da (so erzählt Bronner), „Ihr einsältigen Novizen! Wollt Ihr den Heiligen die Zehen abbeißen? Man kann ein guter Keltigöser und doch eine lustige Haut sein. Wir waren andre Leute! Wir sofften und machten uns lustig und forderten, wenn wir wohlbenebelt heimzogen, die Gespenster im Kreuzgange heraus, daß es gar greulich tönte.“

Trunkenheit kam dort nach Bronners Zeugniß selbst während des Gottesdienstes vor. Wenn man sich dann wieder durch Geißelungen kasteite, so erleichterte man sich diese (die in den Zellen vorgenommen wurden) damit, daß man statt des eignen Rückens eine Stuhllehne mit lautem Getöse schlug.

Mit viel Humor schildert Bronner, wie Mönche jenes Klosters in einem öffentlichen Saalzimmer sich mit jungen Frauen und Mädchen erlustirt, indem sie „Wadenmessen“ und „Schuhsuchen“ gespielt. Letzteres geschah so, daß Mönche und Mädchen in hunder Reihen am Boden kauerten und unter ihren Beinen hinweg einen Schuh circuliren ließen, den ein in der Mitte Stehender suchen mußte. Daß es dabei, wie Bronner hinzusetzt, „nicht immer die züchtigsten Situationen gab“, läßt sich denken.

Daneben fand sich merkwürdigerweise in diesem Kloster, besonders unter dem jüngern Theile der Mönche, ein gewisses wissenschaftliches Streben — freilich zum Aerger der andern, die es zu hindern suchten. Mehrere studirten, unter Anleitung eines gelehrten Frater, Mathematik, Logik, Metaphysik, es ward über Themata aus der Astronomie und Mechanik disputirt, wozu bisweilen aus andern Klöstern Opponenten herzukamen; man beschäftigte sich mit Leibnizens und Newtons Theorieen. Wieder andere der jüngeren Fratres naschten von der verbotenen Frucht der deutschen Literatur, lasen Rabeners Schriften u. dgl., und steckten sie dem Neuling Bronner zu. In der Bibliothek des Klosters fand dieser Werke wie Mosheims Kirchengeschichte, Jerusalem's „Vornehmste Wahrheiten der Religion“, Rollins und Voltaires Geschichtsbücher, sogar Wielands Musarion!

Auch aus einem Nonnenkloster weiß Bronner zu berichten, in welches er als Geistlicher, den Statthalter bei einer Visitation begleitete. „Ich durfte die Zellen der Nonnen besuchen“, schreibt er. „Die jüngern fröhlichen Kinder umringten mich, zeigten mir ihre Kasten voll Leinwand u. s. w. und den „Bräutigam Jesus“ in schöngesticktem Kinderröckchen, mit Haaren wie Flaßch

und Rosenwangen. Desters, wenn die guten Mädchen wegliefen, um ihre Zellen in Ordnung zu bringen, und ich auf Augenblicke mit einer hübschen Nonne mich allein sah, faßte sie mich zärtlich in's Auge, drückte mir feurig die Hand, als wenn sie Küsse forderte; aber in dem Augenblicke hüpfte schon wieder jene Mitschwester herein, als wollte Jede ihre Gespielin hüten und nicht zugeben, daß die eine mehr als die andere begünstigt würde.“

Der erste Theil dieser Schilderung, die sinnliche Spielerei der Nonnen mit dem „himmlischen Bräutigam“, wird auch durch andere Zeugnisse von Zeitgenossen bestätigt. In vielen Nonnenklöstern, sagt der „Deutsche Zuschauer“, dessen Herausgeber selbst ein ehemaliger Geistlicher war, gab es ein sogenanntes „Jungel“, d. h. ein Christkind, welches die Nonnen in die Wiege legten, anzogen, fütterten. „Das Jungel hat mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen“ erzählte dann wol eine der andern am Morgen. In dieser läppischen Spielerei verbirgt sich zugleich doch ein rührender Zug der durch die gewaltsame Ablenkung auf ein ausschließlich Uebersinnliches unwiderstehlich hindurchbrechenden Naturbestimmung des Weibes.

Viel Aergerniß und Gespött gaben den Aufgeklärten damals, wo man in der protestantischen Welt schon in weiten Kreisen mit allem Wunderglauben aufzuräumen begonnen hatte, die öffentlichen Schaustellungen und Verherrlichungen von wunderbaren oder wunderthätigen Erscheinungen mittelst Wallfahrten, Processionen u. s. w. An Seitenstücken zu solchen fehlt es ja freilich auch heut noch nicht — von den Wundern des heiligen Rockes zu Trier 1844 bis zu der wunderthätigen Madonna von Lourdes, dem Heilung spendenden Marienbilde in dem kleinen Orte an der sächsisch-böhmischen Grenze und den neuesten Wundererscheinungen im Elsaß — ein Beweis, daß es auch der vorgeschrittenen Bildung schwer fällt, über die Leichtgläubigkeit der Menge und über den Eigennuß Derer obzusiegen, welche diese Leichtgläubigkeit nähren, um sie auszubeuten.

Damals (in den 80er Jahren) erregte besonders eine „augenverdrehende“ heilige Jungfrau viel Aufsehen, die in der bairischen Hauptstadt unter großem Zudrange des Volkes gezeigt ward.

Auch allerhand anderer Aberglaube ward getrieben. Kranke Thiere wurden von Benedictinern „enthert“, Fleisch, Eier, Gemüse, Wein in der Kirche eingesegnet, um sich besser zu halten, mit geweihten Kerzen ward „im Namen von St. Blasius“ den Leuten ins Gesicht geleuchtet „um das Halsweh zu vertreiben.“

Bedenklicher war es, wenn von obenher, wie das in Baiern geschah, Solchen, die von einem tollen Hunde gebissen worden, befohlen ward, nach St. Hubert zu gehen, um durch die Wunderkraft des Heiligen kurirt zu

werden, mit dem Bedeuten, daß die Anwendung natürlicher Heilmittel ein sündiges Mißtrauen in die göttliche Allmacht verrathen würde.

Besonders weit verbreitet erscheint im vorigen Jahrhundert noch der Glaube an die Macht geheimer Beschwörungen und Zaubereien zum Heben verborgener Schätze gewesen zu sein. Die folgende Geschichte, die Bronner erzählt, ist charakteristisch, wie für diese Art von Aberglauben, so zugleich für den Stand der öffentlichen Meinung über die Sittlichkeit der katholischen Geistlichen. Ein ihm fremder Mensch, berichtet Bronner, habe ihn dringend um seine Hülfe bei Hebung eines Schatzes gebeten. Er brauche dazu einen Geistlichen, der noch Junggeselle sei, und eine reine Jungfrau. Die Prozedur, zu welcher diese beiden Personen zusammenwirken sollten, um den Schatz ans Tageslicht steigen zu machen, — sei hier verschwiegen; nur das sei erwähnt, daß, wie der Mann Bronnern sagte, es ihm bisher nicht gelungen war, das erste jener beiden Requisiten, einen noch unbefleckten Geistlichen, sich zu verschaffen.

Von Wallfahrten aus der damaligen Zeit wird mancherlei berichtet, was theils auf damit verbundene abergläubische Vorstellungen, theils auf geschmacklose, ja blasphemische Behandlung des Heiligen deutet. Zu den Geschmacklosigkeiten gehörte z. B. die Prozession in München, bei der man die heilige Elisabeth mit einem mächtigen Loupet, à la Hérisson frisiert, in einem mit sechs Pferden bespannten Wagen durch die Stadt fuhr. Mehr als bloß geschmacklos war der sogenannte „Blutritt“, der im Kloster Weingarten alljährlich stattfand (angeblich bis weit in die neueste Zeit herab), wobei das „heilige Blut“ unter zahlreicher militärischer Bedeckung von Husaren und Dragonern, mit Feldmusik und allerhand sonstigem Spektakel, ferner mit Reitern in römischem Ornat, in Prozession ausgeführt wurde. Man besprengte mit dem heiligen Blut die Feldfrüchte, um sie vor Ungewittern, die Pferde, um sie vor Krankheiten zu schützen, mischte dasselbe unter den Kirchenwein, von dem man dann trank, denn dadurch verdiente man Ablass von Sünden u. s. w.

Das Allertollste dieser Art aber müssen die Darstellungen der Kreuzigung Christi gewesen sein, wie sie bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts vieler Orten bestanden, um welche Zeit sie in Baiern durch den aufgeklärten Max Joseph und sogar in Oesterreich durch die im Uebrigen so streng bigotte Maria Theresia abgeschafft wurden. Die Carrikaturen der heiligen Geschichte, welche dabei unter der Maske der Frömmigkeit vielfach vorkamen, werden von verschiedenen Zeitgenossen übereinstimmend geschildert. So u. A. erzählt der bekannte Ritter von Lang: einer der neben Christus ans Kreuz gehentken Schächer habe einem der Kriegsknechte laut zugerufen: „Hans, hast du nichts zu trinken?“

Ueberhaupt wird über die vielen Rohheiten, Gemeinheiten und Unwür-

digkeiten Klage geführt, die damals bei Prozeffionen öffentlich zur Schau getragen wurden.

Selbst ein dem Einflusse des Klerus so sehr ergebener Fürst, wie Karl Theodor von Pfalz-Baiern, schaffte manche dieser Ceremonien, z. B. beim Frohnleichnamsfest, als gar zu abergläubisch oder gar zu gemein ab, ebenso das sogenannte „Wetterläuten“, d. h. das Läuten mit den Glocken während eines Gewitters, durch welches man einen Ort vor Blitzschlag bewahren zu können wähnte. Auch in Fulda, im Ansbachschen u. s. w. ward dasselbe in den 80er Jahren abgestellt. Aber auch nach dem Verbot erhielt sich dieser Aberglaube noch immer theilweise fort.

Um auf den Sittlichkeitszustand des katholischen Klerus noch einmal zurückzukommen, so spielt in den zeitgenössischen Mittheilungen aus dem vorigen Jahrhundert eine höchst traurige Rolle jene furchtbare (freilich auch heut nicht verschwundene, nur durch die Macht der öffentlichen Meinung mehr ins Dunkel des Geheimnisses zurückgedrängte) Entartung, die ganze junge Generationen an Leib und Seele vergiftete, — um so furchtbarer, weil von Solchen begangen, denen die Sorge für das geistige Wohl dieser Jugend anvertraut war. Diese häßlichste aller Ausschweifungen ward damals, wie mehrfache Zeugnisse bekunden, mit frechster Schamlosigkeit nicht selten in den Lehrzimmern selbst und fast vor den Augen der übrigen Schüler geübt.

Von der Intoleranz katholischer Geistlicher und katholischer Regierungen wäre mancherlei zu berichten. Aber als Züge eines Gesamtbildes von dem Katholicismus jener Zeit verlieren solche Akte der Unduldsamkeit und des Zelotismus dadurch viel von ihrer Bedeutung, daß ihnen einerseits grade damals häufige Beispiele von Duldsamkeit in eben jenen Kreisen gegenüberstehen, (wir kommen auf diese später), Züge, die uns heutzutage fast überraschend erscheinen, andrerseits im Kapitel der Verfehrung und Verfolgung Andersgläubiger der lutherische Klerus und unter dessen Einfluß manche lutherische deutsche Regierung wenigstens noch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zum Theil selbst später, nicht minder Erkleckliches leistete. Wenn ein Erzsuesit in Baiern predigte: „Im Himmel ist keine Duldung, der Teufel mußte hinaus, folglich soll auch auf Erden keine sein,“ so machte es ein namhafter lutherischer Geistlicher nicht anders, indem er auf der Kanzel ausrief: „Die verfluchte Toleranz!“ Und wenn in strengkatholischen deutschen Ländern, wie Oesterreich, bis zu Josephs II. Toleranzedicte von 1781 den Katholiken jeder öffentliche Gottesdienst verboten war, so gestatteten in Frankfurt a./M. damals auch die Lutheraner den Reformirten kein Bethaus in der Stadt. In einer bayerischen Schule katechisirte ein katholischer Lehrer:

„Für wen ist Christus gestorben?“ „Für alle Menschen.“

„Auch für die Türken?“ „Ja!“

„Auch für die Protestanten?“ „„Nein!““

Die Schulcommission, als sie dieß hörte, rügte es, allein der Lehrer blieb dabei und jene — schwieg. In einem auf dem Lande verbreiteten katholischen Katechismus hieß es: „Was nahm Luther für ein Ende? Der Teufel drehte ihm den Hals um, nachdem Luther dem Teufel viele Tausend Seelen zugeführt hatte.“ Aber freilich, ähnliche Zärtlichkeiten kommen in jener Zeit oder wenig früher auch bei zelotischen Lutheranern gegen die Reformirten vor, z. B. wenn der Versuch einer Union zwischen beiden als ein Bund zwischen Christus und Belial verkehrt wird.

An Velleitäten ähnlicher Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit möchte es vielleicht auch heute so wenig in manchen starrorthodox-lutherischen, als in manchen fanatisch-katholischen Kreisen fehlen. Glücklicherweise ist in unsern öffentlichen Rechtszuständen gerade nach dieser Seite hin ein Fortschritt von der ungeheuersten Tragweite geschehen, ein Fortschritt, welcher die bürgerliche und religiöse Freiheit des Menschen weder solchen Anwandlungen von Verfolgungssucht preisgibt, noch sie von der doch immer zweifelhaften Gunst einer duldsameren Gesinnung einzelner Gewalthaber abhängig macht. Im alten deutschen Reiche herrschte vom westphälischen Frieden her — und galt damals schon als eine bedeutende Errungenschaft im Geiste der Gerechtigkeit und Toleranz — der Grundsatz, daß deutsche Unterthanen für ihre Confession, weil und soweit solche die ihres Fürsten war, den Schutz des Reiches genossen. Der Fürst hatte zunächst für sich Gewissensfreiheit, erst mit ihm und durch ihn hatten sie auch seine Unterthanen. Aber der Einzelne hatte sie nicht — eigentlich nicht einmal gegenüber dem eigenen Landesherrn, wenn es diesem einfiel, eine neue Confession anzunehmen und zur herrschenden in seinem Lande zu erheben (nach dem sogenannten *jus reformandi*, das freilich in den meisten Ländern durch Verträge oder sonst abgeschwächt war, aber doch noch im vorigen Jahrhundert seine ganze Schroffheit entfaltete z. B. in der bekannten Vertreibung von 30,000 Protestanten aus dem katholischen Erzbiethum Salzburg 1729) — geschweige gegenüber einem fremden, in dessen Land er Aufnahme suchte. Denn der Satz: *ejus regio, ejus religio*, blieb gegen den fremden, wenn auch deutschen Ansiedler in zweifelloser Rechtskraft, ward höchstens durch den milderen Geist der Zeit in seiner Anwendung etwas gemäßiget. Diesem starren Grundsatz gemäß durften in Oesterreich bis zu Joseph II. eigentlich gar keine Protestanten leben — mit einzelnen privilegierten Ausnahmen, die man zu Gunsten der Gewerbe und des Handels gestattete. Die dort Lebenden mußten auf Erfordern durch Vorzeigung von Beichtzetteln (die sie für Geld freilich erhielten) sich als Katholiken ausweisen. Auch den in Oesterreich geduldeten Protestanten war es nicht gestattet, Theologen ihres Bekenntnisses als Lehrer ihrer Kinder zu berufen. Endlich mußten unmündige Kinder, die ein Pro-

testant hinterließ, katholisch erzogen werden. In Baiern duldete man Katholiken fast noch weniger als in Oesterreich, wie denn überhaupt Baiern und seine Hauptstadt in Bezug auf strenge Katholizität alle andern katholischen deutschen Länder übertraf, wie jener Stoßseufzer eines römischen Gelehrten bezeugt, der München besucht hatte und es mit dem Wunsche verknüpfte: *Semper ut in veteri stet nova Roma fide!* In Pfalz-Neuburg durften erst seit 1799 Nichtkatholiken Grundstücke erwerben. Ähnlich war es lange Zeit in Kur-Pfalz. In dem damals stöckkatholischen Cöln waren den Protestanten die wichtigsten Gebiete des Handels und der Gewerbe verschlossen.

Aber, wie gesagt, die Lutheraner revanchirten sich vielfach im gleichen Sinne, theils gegen die Katholiken, theils gegen ihre eignen protestantischen Glaubensverwandten, die Reformirten.

Wie ganz anders jetzt, wo von Reichswegen die unbedingtste Gleichstellung aller Reichsangehörigen in allen Reichsländern, unangesehen ihrer religiösen Ueberzeugung, in Bezug auf die Ausübung bürgerlicher und staatsbürgerlicher Rechte garantirt ist, und wo auch in Bezug auf die Uebung der Gewissens- und Kultusfreiheit die Landesgesetzgebungen einen fast unbeschränkten Spielraum gewähren!

Die Parität, welche man heutzutage auf die einfachste und natürlichste Weise dadurch erreicht, daß man den Genuß politischer Rechte vollkommen unabhängig erklärt von dem Glaubensbekenntniß, war in dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts — seit dem westphälischen Frieden — der Gegenstand mancher eigenthümlichen Vereinbarungen oder gesetzlichen Feststellungen, die bisweilen zu äußerst komischen Resultaten führten. Von den wichtigsten bis zu den unwichtigsten Stellungen herab, im Großen wie im Kleinsten, ward auf diese Parität mit ängstlichster Sorgfalt gehalten. Wie die höchste Generalität des Reichs paritätisch zusammengesetzt sein mußte, so durfte auch das niedrigste Amt in der kleinsten Reichsstadt, wenn diese eine paritätische Bevölkerung hatte, nicht anders als nach strengen Rücksichten dieser Parität vergeben werden. Es ist bekannt, wie in einer solchen Stadt heftiger Streit entstand, weil die Stockprügel, welche der paritätisch zusammengesetzte Magistrat dictirte, unparitätisch, nämlich durch einen katholischen Büttel, an Protestanten und Katholiken ausgetheilt wurden, und wie dieser Streit nur dadurch beigelegt werden konnte, daß hinfort zwei Büttel, von jedem Religionstheile einer, sich in das Amt der Stockprügel theilten. Ebenso ist bekannt, daß selber der Hirt, der die Gänse der Einwohner gemeinsam auf die Weide trieb, in einer paritätischen Stadt abwechselnd ein Protestant und ein Katholik sein mußte, und wie anderswo wiederum ein gemeinsamer städtischer Schweinestall abgetheilt war in einen Verschlag für die Schweine der Katholiken und einen für die der Protestanten.

Das sind Curiositäten aus des alten heiligen römischen Reichs deutscher Nation Kumpelkammer — Curiositäten, die neben ihrer spaßhaften, zum Lachen reizenden Seite doch auch oft eine sehr ernste und traurige hatten. So in jenem Falle der unglücklichen Salzburger, so in tausend andern Fällen, wo zwar nicht, wie dort, ganze Massen, sondern nur Einzelne oder einzelne Familien, darum aber nicht minder hart und nicht minder zur Schande einer Zeit, welche sich der „Aufklärung“ rühmte, in ihren heiligsten Rechten gekränkt wurden.

Wir können heutzutage nicht wol vom Katholicismus und seinem Gebahren sprechen, ohne sofort an die Jesuiten als die *ecclesia militans* dieser Kirche zu denken. Bekanntlich fällt gerade in den letzten Theil des vorigen Jahrhunderts jene Krisis des Jesuitenordens, wo derselbe erst in verschiedenen Ländern Europas durch die weltlichen Gewalten verboten, endlich gar 1773 durch das damalige Oberhaupt der römischen Kirche, Papst Clemens XIV., für den ganzen Umkreis der katholischen Christenheit aufgehoben ward.

Die große und verderbliche Macht des Ordens zeigte sich — noch kurz vor seiner Aufhebung — namentlich in Oesterreich, wo die Jesuiten an Maria Theresia eine ihnen ganz ergebene und ihrem Einfluß beinahe blindlings unterworfenen Beschützerin hatten. Joseph II. äußerte in einem Briefe an Choiseul: „Die Anhänglichkeit an die Jesuiten ist in meinem Hause erblich.“ Es ist bekannt, wie unendliche Mühe es kostete, diese Kaiserin dahin zu bringen, daß sie dem Vorgange fast aller andern katholischen Regierungen folgte und den Jesuitenorden in Oesterreich ebenfalls verbot, und wie nur ein eigenhändiges dringliches Schreiben des Papstes Clemens' XIV. sie endlich dazu bewog. Aber selbst Maria Theresia hatte sich doch nicht gänzlich der Einsicht zu verschließen vermocht, daß die maßlose Herrschaft der Jesuiten auf allen Gebieten der Staatsverwaltung, besonders den geistigen — Unterrichtswesen, Behandlung der Literatur u. dgl. — mit Nachtheilen für den Staat verbunden sei, welche nicht länger ertragen werden könnten. Sie hatte daher schon mehr als ein Jahrzehnt vor der Aufhebung des Ordens, gewiß mit schwerem Herzen, sich dazu entschlossen, deren Gewalt wenigstens in etwas einzuschränken, beispielsweise die Censur, welche bis dahin ausschließlich in den Händen von Jesuiten war, ihnen zu nehmen und unabhängigen Männern, wie einem van Swinton, zu übergeben. Nichtsdestoweniger blieb der Einfluß der Jesuiten nach wie vor ein weit ausgedehnter und beherrschender, wie man aus der Mengstlichkeit ersieht, womit Swinton selbst sein Censoramt verwaltete.

In Baiern hatte die Macht der Jesuiten (deren Hauptbrutstätten dort die Universität Ingolstadt und das Seminar zu Dillingen waren) eine bedeutende Einbuße erlitten unter dem freierdenkenden Kurfürsten Max Joseph, Grenzboten 1873. II.

der die Kühnheit hatte, schon damals das zu beginnen, was fast ein Jahrhundert später sein gleichnamiger Nachfolger, der zweite König Max, in größerem Maßstabe that: der norddeutschen protestantischen Wissenschaft den Zugang in das bis dahin streng dagegen verschlossene Baiern zu öffnen. Um so eifriger und um so erfolgreicher drängten sich die Jesuiten an den sinnlich üppigen, geistig leicht beweglichen, aber nicht willensstarken Karl Theodor, folgten ihm aus der Pfalz in das für ihr Wirken noch viel fruchtbarere Altbaiern, wußten sich auch nach Aufhebung des Ordens im Vollgenuß fürstlicher Gunst und eines weitgreifenden verderblichen Einflusses zu erhalten.

Auf ihren Betrieb wurden unter Karl Theodor in der Pfalz vollends die Protestanten aus allen Staats- und Gemeindeämtern verdrängt. Obgleich die Bevölkerung auf dem Lande trotz aller gewaltsamen Bekehrungsbestrebungen noch immer überwiegend protestantisch war, gab es 1790 nur mehr 6 protestantische Verwaltungsbeamte in der ganzen Pfalz. Sogar in Orten mit fast rein protestantischer Bevölkerung wurde ein Katholik, und wäre es der Ruhhirt oder Büttel gewesen, zum Gemeindevorstande ernannt. An der Universität Heidelberg nisteten sich ebenfalls die Jesuiten ein und drängten die protestantische Intelligenz zurück. 1715 gab es daselbst 11 Jesuiten, 1741 32, in den 60er Jahren über 40. Mit ihren bedeutenden Mitteln und einer besondern, vom Kurfürsten mit jährlich 10,000 fl. dotirten „Convertitenkasse“ machten sie eifrig und erfolgreich Proselyten. Auch drastischere Mittel wurden dazu angewendet. Protestanten erhielten das Bürgerrecht unter der Bedingung, daß sie ihre Kinder katholisch erzögen; ja selbst Verbrechern ward um den Preis eines Religionswechsels die Strafe zur Hälfte erlassen.

Als der von allen geistlichen Orden verhältnißmäßig am meisten gebildete oder doch am wenigsten unwissende, waren damals die Jesuiten in fast allen katholischen Ländern im Besitze des öffentlichen und meist auch des Privatunterrichts. An Rivalitäten und Streitigkeiten mit andern Orden, z. B. den Dominicanern und Benedictinern, und mit der Curatsgeistlichkeit fehlte es freilich nicht. Friedrich der Große beließ sie in dieser Wirksamkeit (in seinen katholischen Landestheilen) auch nach der vom Papste verfügten Aufhebung des Ordens. Auch anderwärts scheinen die einzelnen Jesuiten noch nach jener großen Katastrophe vielfach in ihren Lehrerstellen verblieben oder wieder in solche aufgenommen worden zu sein. So ersehn wir aus der höchst interessanten „Selbstbiographie des Grafen Leopold Sedlnitzky von Choltitz, Fürstbischofs von Breslau“, (dessen Jugend in die Zeit kurz nach Aufhebung des Jesuitenordens fiel), daß an der katholischen Universität Breslau noch zu Anfang dieses Jahrhunderts „sämmliche Lehrer theils Jesuiten, theils Schüler von ihnen“ waren. Doch scheinen die frommen Väter — mit jener Weltklugheit, die sie allzeit ausgezeichnet hat, — sich in die Zeit ge-

schießt und an die Stelle jenes groben Fanatismus, womit sie noch kurz vorher alle moderne Bildung und jedes freiere geistige Streben unnachlässig verfolgt hatten, eine gewisse Mäßigung, ja selbst eine gewisse Anbequemung an die Bedürfnisse dieser modernen Bildung gesetzt zu haben. Erzählt doch Sedlnitzky und bezeichnet es selbst „als ein merkwürdiges Zeichen jener Zeit,“ daß der Regens seines Convictes in Breslau, ein Jesuit, ihm den Besuch von Vorlesungen über Religionsphilosophie, die damals ein ehemaliger Professor der Philosophie in Halle, Dr. Kayßler, ein Protestant, in Breslau hielt, auf sein Befragen nicht nur gestattete, sondern anrieth, daß auch andere katholische Professoren, „darunter ein alter ehrwürdiger Jesuit“, in aufrichtigster Freundschaft mit jenem protestantischen Professor lebten.

Gegenüber freilich dem allgemeinen Fortschritte der Wissenschaften, der sich im 18. Jahrhundert vollzog, mögen die aus dem Jesuitenorden hervorgegangenen Lehrer im Allgemeinen zurückgeblieben sein, während es eine Zeit gegeben hatte, (während der Verwilderung Deutschlands nach dem 30jährigen Kriege) wo die, wahrscheinlich vom Auslande her mit tüchtigen Lehrkräften versehenen Jesuitenschulen nach dem Zeugniß eines Leibniz vielen anderen voranstanden. „Die Professoren“, sagt Sedlnitzky, „die zur Zeit der Aufhebung des Ordens sich im jesuitischen Noviziat befunden hatten, bekannten vielfach, daß sie in den Jesuitenschulen sehr wenig gelernt und das, was sie wußten, erst später erworben hätten, obwohl sie dieselben in praktischer Beziehung, in der Pädagogik und in Leitung der Uebungen für Seelsorge und Predigtamt, sehr rühmten.“

In Schriften aus dem vorigen Jahrhundert selbst finden wir Aehnliches theils über die ausgebreitete Wirksamkeit der Jesuiten als Lehrer, theils aber auch über die Mangelhaftigkeit ihrer Schulen, in denen anderes Wissen außer der Theologie wenig gelehrt wurde.

Daß die Jesuiten bei den minder Gebildeten sich stets eines großen Einflusses erfreut haben, ist bekannt. Und so nimmt es nicht Wunder, wenn wir lesen, daß die Aufhebung der Jesuitencollegien in Coblenz, Mainz u. s. w., die im Jahre 1773 auf päpstlichen Befehl geschah, dem Volke „zur großen Betrübniß“ gereicht und daß die Bürgerschaft zu Coblenz den Kurfürsten gebeten habe, die Jesuiten als Lehrer am Gymnasium anzustellen.

Wie der Orden auch nach seiner formellen Auflösung dennoch, unermüdet und unerschreckt, theils in seinen einzelnen Mitgliedern (den „Jesuiten“, die sich ungeschämt als solche bekannten und als solche bekannt waren), theils unter anderen Formen (so der „Bruderschaft vom Herzen Jesu“), in der vielseitigsten Weise fortwirkte, deutet u. A. Bronner an, indem er sagt: „Als die Aufklärung an den Höfen Mode war, spielten einige Jesuiten die Aufklärer, während die Mehrheit für das niedere Volk orthodox donnerte;

manche wurden auch Adepten, Magiker, gingen in geheime Gesellschaften. Zum Theil freilich entstand dadurch Zwiespalt unter ihnen; die Einen eiferten gegen die Andern.“

Die sogenannte „Jesuitenrincherei“, wie sie namentlich von Nicolai und Biester in Berlin in den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts betrieben ward, das Aufspüren von Jesuiten und jesuitischen Rabalen unter allen möglichen angeblichen Masken, selbst in protestantischen Kreisen, ward zwar selbst von aufgeklärten Zeitgenossen als übertrieben bezeichnet und zum Theil lächerlich gemacht. Indessen scheint soviel unbestreitbar, daß die Jesuiten auch damals vielfach im Trüben gefischt und unter der Maske bald der Verstandesaufklärung, bald wieder einer gemüthvollen mystisch-phantastischen Lebensanschauung ihr unverrückbares Ziel, die Massen zu beherrschen, verfolgt haben.

Dies führt uns unmittelbar hinüber zu dem zweiten der uns vorgesteckten Themen, der Schilderung jener bald wirklichen, bald wol auch nur erheuchelten oder eingebildeten Ausgleichung des Katholicismus mit dem allgemeinen Kulturfortschritt, wie sie unter mancherlei, zum Theil ganz interessanten und frappanten Formen in dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts uns entgegentritt.

In Frankreich hatten die Versuche einer solchen Ausgleichung schon früher begonnen. Hervorragende Redner und Schriftsteller, wie Fénelon und Bossuet, hatten den Katholicismus durch die Mittel moderner Bildung zu verklären gesucht. Die Männer des Port-Royal, Pascal u. A., hatten, ohne sich von der katholischen Kirche loszusagen, doch ein gewissermaßen protestantisches Element, die Selbstverantwortlichkeit des sittlichen Gewissens, in dieselbe verpflanzen wollen. Die Maximen der gallikanischen Kirche, die unter Ludwig XIV. in voller Kraft bestanden, ließen eine Autorität der Kirche über die des Staates nicht aufkommen.

In Deutschland träumten damals einzelne geistvolle und patriotische Männer, u. A. Leibniz, von einer Wiederannäherung der getrennten Religionsparteien und einer davon zu erhoffenden Consolidirung des durch diese Trennung tief erschütterten Reichkörpers, von einer Ausgleichung katholischer und protestantischer Weltanschauung in einer gemeinsamen höheren und freieren Auffassungsweise. Diese Hoffnung erwies sich indeß als eine fromme Täuschung: die wirklich unternommenen Versuche einer angeblichen Versöhnung der Gegensätze liefen sämmtlich auf die dem protestantischen Theile gemachte Zumuthung hinaus, sich der „alleinseligmachenden Kirche“ wieder in die Arme zu werfen.

Unterdessen begann in Frankreich, an Stelle jener Unbequemung des Katholicismus an die Tendenzen der modernen Zeitbildung ohne Preisgebung seiner Grundlagen, ein Prozeß anderer Art, die Auflösung dieser Grundlagen selbst, zum Theil auch der Grundlagen alles Glaubens, durch die

Philosophie des 18. Jahrhunderts, durch die Schriften Voltaires, Montesquieus, Rousseaus, vollends der Encyclopädisten.

Die katholische Welt Deutschlands in ihren höheren Schichten, namentlich in der österreichischen Hauptstadt, nahm diese skeptische Richtung begierig in sich auf. Es war bequem und ließ sich gut an, den esprit fort zu spielen und in der moralischen Lebensführung nach Herzenslust sich gehen zu lassen — immer unter Beibehaltung der äußern Formen der Kirche, in der man geboren war. Zu derselben Zeit, wo Karl VI. und seine bigottere Tochter Alles thaten, um ihr ganzes Reich unter die strengste Herrschaft der römischen Kirche und ihrer Dogmen zu beugen, war die vornehme Gesellschaft Wiens — an ihrer Spitze Männer, der hervorragendsten Stellung, wie Prinz Eugen und später Fürst Kaunitz — zu einem sehr großen Theile innerlich kezerisch, voltairianisch, ungläubig.

Nicht so weit, als die französische, ging durchschnittlich die deutsche Aufklärung. Sie ließ einen mehr oder weniger großen Fonds positiver Glaubens- und Sittenlehren unangetastet, suchte diesen wol auch mit den Mitteln philosophischen Denkens um so eifriger zu befestigen, jemehr sie von den kirchlichen Dogmen sich lossagte. Auf dem gemeinsamen Boden dieser gemäßigten „Aufklärung“ mochten dann wol auch freier denkende Katholiken mit Protestanten und umgekehrt sich begegnen und zusammenfinden. Es sei in dieser Beziehung nur an das große Ansehn erinnert, dessen der protestantische Philosoph Christian Wolf in dem katholischen Oesterreich sich erfreute, und an die starke Verbreitung, welche ebendort Gellerts Schriften, theilweise auch Klopstocks Messias fanden.

Aber es gab auch eine andre Art natürlicher Wahlverwandtschaft zwischen den Protestanten und den Katholiken, und diese war vielleicht noch inniger und grade in Deutschland noch häufiger als jene erstere. Das war die Sehnsucht nach einer positiven Gemeinschaft im Glauben und Handeln, aber einem Glauben und Handeln nicht bloß nach äußeren Formen oder Formeln, vielmehr nach innerster und innigster Erleuchtung und Erhebung des Individuums. Diese Art von Mystik, bald mehr ascetisch-schwärmend, bald mehr poetisch-idealisirend, oder auch Beides nahm, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als natürlicher Rückschlag gegen die zum Theil etwas gar zu frostige und nüchterne „Aufklärung“, in protestantischen Kreisen Deutschlands vielfach überhand. Ein ähnliches Bedürfniß scheint andererseits bei einem Theil der Katholiken damals sich geregt zu haben, erzeugt und genährt durch die Veräußerlichung und Erstarrung, zu welcher sie Dogma und Kultus ihrer Kirche vielfach entartetet sahen. Als zwei Hauptvertreter dieses Idealismus, der den positiven Inhalt der Religion oder wenigstens der Kirche in einer gewissen mystisch-subjectiven Auffassung halb verklärte, halb auflöste, wären zu nennen

von protestantischer Seite Lavater, von katholischer Michael Sailer, die denn auch unter sich eng befreundet und geistesverwandt erscheinen. Es ist ferner hinzuweisen auf den in ganz eigenthümlicher Weise aus protestantischen und katholischen, speculativen, mystischen, poetischen Elementen gemischten Kreis der Fürstin Galizin, wo die Philosophen Hemsterhuis und Jakobi mit dem mehr als halb pietistischen Hamann, der protestantische Claudius aus Wandseebeck mit dem katholisch gewordenen Friß Stolberg, mit der katholischen Fürstin Galizin und mit einem hohen Würdenträger der römischen Kirche, dem Fürsten von Fürstenberg, auf das Innigste und Sympathischste verkehrten.

Diese allgemeinen Betrachtungen mögen zur Erklärung der nachfolgenden einzelnen Mittheilungen dienen, die wir — aphoristisch, wie sie sind, — zeitgenössischen Quellen entnehmen, und umgekehrt diese letzteren zur Illustration jener ersteren.

Wir erzählten schon, wie Bronner zu seiner Ueberraschung in Mönchsklöstern akatholische und kezerische Werke fand, Schriften von Rabener, Mosheim, Wieland, Voltaire und Rollin, von denen sicherlich die letzten, wahrscheinlich aber auch die ersten, (wenn man sie in Rom kannte) dem Index librorum prohibitorum nicht entgangen wären. Bronner selbst studirte Kant's „Kritik“, die Schläzerschen, Nicolaischen und dergleichen Schriften, schrieb auch poetische Abhandlungen, worin er u. A. aussprach: „Alles, was der Mensch außer einem guten Lebenswandel noch thun zu können meine, um Gott wohlgefällig zu werden, sei nichts als Religionswahn und Abergottesdienst.“ Er hatte sich eine Bibliothek zusammengebracht, in der Bücher von Voltaire, Rousseau, Steinbart u. A. sich befanden. Vor seiner Flucht aus dem Kloster verkaufte er dieselbe dem Prälaten desselben, der lüftern danach war. Auch andere Mönche kauften solche verbotene Waare bei hausirenden Bücherverkäufern (sog. Kraxenträger), so u. A. Millers „Siegwart, eine Klostergeschichte.“ In Ingolstadt wagte ein katholischer Professor, über Feders Schriften zu lesen, ward aber deßhalb vertrieben. Weisshaupt ward zur Verantwortung gezogen, weil er die Anschaffung des Bayle für die Universitätsbibliothek verlangt hatte. Er entschuldigte sich damit, daß er den Bayle zu seinen Vorlesungen brauche, was ihm freilich nur noch strengere Rüge zuzog.

Auch in Dillingen war der kezerische Geist eingezogen. Bei einer Durchsichtung der Pulte seiner Zöglinge, die der dortige Regens des Convictes veranstaltete, entdeckte er Schriften von Lavater, Claudius, Pfenninger, Bürgers Gedichte u. s. w. Natürlich wurden solche confiscirt. Semler in seiner Selbstbiographie erzählt, daß er bei einem Besuche, den er dem Prälaten des Klosters Banz abstattete, Mosheims, Baumgartens, Speners

Werke gefunden. Selbst in Jesuitenschulen drang das Gift der deutschen Literatur ein.

Anzeichen von Toleranz, ja von Annäherung an den Geist des Protestantismus werden mehrfache berichtet. Der katholische Professor Braun in Baiern ging so weit, daß er die Nachahmung protestantischer Lehrbücher in den katholischen Schulen zu empfehlen wagte. Westenrieder schrieb einen „vernünftigen“ katholischen Katechismus. In Fulda bildete sich aus katholischen und protestantischen Gelehrten eine Gesellschaft „zur Verbindung der christlichen Religionsparteien“. Der Bischof von Fulda selbst und ein nassauischer Minister hatten den Plan dazu entworfen. Die Gesellschaft nahm Vorschläge an und veröffentlichte sie monatlich in einer periodischen Schrift, von der 1782 bereits 6 Stücke erschienen waren. Auch im Fürstenthum Dettingen gab es einen ähnlichen Verein, zu welchem katholische Geistliche mit protestantisch-herrnhuterischen sich verbunden hatten. Sein ausgesprochener Zweck war: „eine unsichtbare apostolisch-evangelische Verbrüderung auf der Basis der moralischen Gefühle, ohne Unterschied der Confession, zu begründen“. Der Verein stand einerseits mit Lavater, andererseits mit Sailer in Verbindung. Ebenso bestand in Augsburg eine „Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre“, die sich gleichfalls an Lavater und seine Kreise anlehnte. Der bekannte Ritter von Lang schrieb auf Sailer's Betrieb eine „Geschichte für katholische Schulen“, worin er sagen durfte: „die katholische Religion gewähre zwar den meisten Trost, allein auch die andern Religionen hätten Anspruch auf Duldung, und die katholische Religion selbst gebiete, jeden, der die Tugend verehere, mit gleicher Bärtlichkeit als Bruder zu lieben“.

In Mainz und Salzburg erschienen mit Genehmigung der geistlichen Obern Geschichtsbücher für die katholischen Schulen, im Geiste der Toleranz abgefaßt.

Wieweil freilich scheiterte das Bestreben toleranter katholischer Obrigkeiten — wie z. B. das des Magistrats zu Cöln, der den Protestanten freie Religionsübung gewähren wollte — an dem blinden Zelotismus des vom Klerus fanatisirten Pöbels. In diese niedern Kreise wollte kein Licht kommen. Als 1772 in Baiern die übergroße Zahl der katholischen Feiertage durch päpstliche Verordnung, auf Ansuchen des Kurfürsten, im Interesse der Gewerthätigkeit vermindert ward, ließ sich's das Volk gleichwol nicht nehmen, diese Tage nach wie vor wenigstens als Tage des Faulenzens beizubehalten. Ein katholischer Pater, Beda, ein Freund Braun's, schrieb 1780 ein Schriftchen: „Erster Schritt zur Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten“, wider das der Jesuit Weißenbach eine Gegenschrift unter dem Titel: „Die Vorboten des neuen Heidenthums“ richtete. In jener Schrift verwarf Beda Wallfahrten, Reliquien, Heiligsprechungen, Ablässe. In einem größeren

Werke: „Beweise der natürlichen, christlichen und katholischen Religion“ unterschied er zwischen solchen Glaubenssätzen, die Christus selbst gelehrt, und solchen, welche die Kirche zur Beilegung von Streitigkeiten aufzustellen für nöthig befunden. Die letzteren, meint er, seien wol einer Abänderung bei gewonnener besserer Einsicht fähig. Natürlich wurde die Schrift in Rom verdammt, er selbst zu geistlichen Exerccien verurtheilt.

Eins der merkwürdigsten Beispiele des damals selbst in maßgebenden katholischen Kreisen herrschenden Geistes der Toleranz ist wol das auf Veranstaltung eines katholischen Domherrn zu Passau, Grafen Stahremberg, auf den Passauer Religionsvertrag gesetzte, mit dem Namen seines Urhebers und der Angabe seines Zweckes ausdrücklich bezeichnete Denkmal.

Die sogenannten „Aufklärer“ freilich, wie Nicolai, witterten in allen solchen Annäherungsversuchen zwischen Katholiken und Protestanten immer nur eine Gefahr für den protestantischen Theil, eine Selbsttäuschung oder eine geflüsterliche Täuschung des letztern durch den katholischen. Besonders an dem Verhältniß Lavaters zu Sailer nahm Nicolai großen Anstoß. Sailer war in seinen Augen nichts weiter als ein verkappter Jesuit. Er verübelte es dem protestantischen Lavater aufs Höchste, daß er Sailer's „Vernunftlehre“ empfahlen, „weil darin der Glaube ohne Beweise gelehrt werde“ (vielmehr, meint Nicolai, weil darin Lavater's „Interdiction'slehre“ Anerkennung gefunden), ja, daß er dessen Gebetbuch für Katholiken (worin freilich die Worte „Papst“ und „katholische Kirche“ gar nicht vorkamen) nicht nur in seinen „Circularbriefen“ seinen Anhängern angepriesen, sondern auch in Zürich heimlich habe vertheilen lassen. Dagegen habe Lavater sich nicht entblödet, rationalistische protestantische Theologen „Raubthiere“ zu nennen. Als weitere Anzeichen einer unter den Protestanten um sich greifenden katholisirenden Richtung denunciirt Nicolai des Dichters Claudius Uebersetzung des katholisch-mystischen Werkes: des erreurs et de la vérité, ferner die Bestrebungen eines gewissen Magister Masius in Leipzig, der die „Wiedervereinigung der Religionen“ im Auftrag einer geheimen Gesellschaft betreibe, zu dem Zwecke Freitische vertheile und dabei von Katholiken unterstützt werde, desgleichen den Vorschlag eines protestantischen Dr. theol. Schulz, zum Behuf einer solchen Vereinigung ein allgemeines Concil zu berufen, endlich die Schrift eines andern protestantischen Theologen, Froiep, der unter gewissen Voraussetzungen sogar einen geistlichen Primat des Papstes anerkennen wolle.

Die beiden letztgenannten Vorschläge muthen uns an wie verspätete Reminiscenzen oder Wiederholungen aus jenen Unionsversuchen zu Ende des 17. Jahrhunderts, an denen Leibniz eine Zeit lang so lebhaften Antheil nahm. Damals gab es für derartige Gedanken eine Möglichkeit des Erfolges. Zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte es damit wol keine Gefahr.

Was Lavater's Wahlverwandtschaft mit Sailer anbelangt (letztern nannten seine strengern Glaubensgenossen spottweise den „katholischen Lavater“), so ist nicht zu leugnen, daß dieß mystisch-idealistische Element, welches in Lavater (und ebenso, nur etwas gedämpfter, z. B. in Claudius) zu Tage tritt, ihn von der mehr rationalistischen Auffassung des Protestantismus, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland fast allgemein herrschte, weit entfernte und bisweilen wirklich dem Katholicismus nahe brachte. Freilich nicht einem formen- und dogmenstarren, sondern einem aus dieser Starrheit herausgelösten, idealisirten Katholicismus, wie ihn eben damals Sailer, später Möhler zu construiren versuchten. Denn daß Sailer von der gewöhnlichen und traditionellen Auffassung seiner Kirche sich wesentlich schied, zeigen die Verfolgungen, die er von dieser Seite zu leiden hatte.

In dieser Beziehung gewährt es ein besonderes Interesse, mit jenen Erscheinungen im vorigen Jahrhundert einen Lebensgang zu vergleichen, der ausgesprochenermaßen in eben den Bahnen, auf denen Lavater und Sailer sich begegneten — sich bewegte, auf denselben aber zu einem ganz anderen Punkte gelangte, als wohin jene beiden gravitirten. Wir meinen das eben schon beiläufig erwähnte Leben des ehemaligen Fürstbischofs von Breslau, Graf Sedlnitzky, wie es in dessen eigener Schilderung klar und durchsichtig, ohne jene falschen Schnörkel, mit denen Lavater seine Selbstschilderungen zu umgeben liebte, vor uns liegt.

Es ist höchst eigenthümlich zu sehen, wie Sedlnitzky, gleich Sailer von jesuitischen (oder erjesuitischen) Lehrern erzogen, gleich diesem von der Verkünderung und Verweltlichung der katholischen Kirche durch den Ultramontanismus abgestoßen, im Geiste Sailer's, Lavater's, Claudius' u. A. das Ideal einer „apostolisch-evangelischen“ Kirche in sich ausbildete, in welcher er das Gute des Katholicismus und des Protestantismus verschmolzen und gleichsam verklärt zu finden glaubt; wie ihn vom Protestantismus her eine mystisch-pietistische, speciell herrnhuterische Richtung anzieht und festhält und wie er schließlich, nachdem er eine hohe Würde in der katholischen Kirche bekleidet, dieselbe aber wegen seiner milderen Auffassung des Verhältnisses der beiden Glaubensparteien zu einander nicht zu behaupten vermocht hat, selbst zum Protestantismus übertritt!

Wir kommen jetzt noch zu dem dritten Theil dieser Aufgabe, zur Darlegung des Verhältnisses der katholischen Kirche zu den weltlichen Gewalten, und umgekehrt, wie es uns in den deutschen Vertretern derselben im vorigen Jahrhundert entgegentritt.

An Herrschaftsgelüsten einzelner fanatischer Kömmlinge in Deutschland fehlte es auch damals nicht. Ein Pater Wanner in Dillingen behauptete kühn:  
Grenzboten II. 1873.

„nicht bloß sei das placetum regium gegenüber der Kirche ungerecht, sondern der Kirche gebühre ein placet gegenüber den Gesetzen des Staates.“

Allein im Allgemeinen war doch die Stellung der katholischen Kirche und ihrer tonangebenden Vertreter zum Reich und zu den protestantischen Reichsteilen damals eine wesentlich andere, viel weniger schroffe als heutzutage. Sehr viel trug dazu bei, daß die höchsten Würdenträger der römischen Kirche in Deutschland gleichzeitig selbst weltliche Fürsten und Stände des deutschen Reiches waren. Gab ihnen dieß nach Seiten Roms hin eine werthvolle Unabhängigkeit, so band es sie nach der andern Seite enger an das Reich und bewahrte sie vor jener „Vaterlandslosigkeit“, welcher diejenigen leicht verfallen, die sich lediglich als dienende Werkzeuge Roms fühlen und nach ihrer nur von Rom abhängigen Stellung fühlen müssen. Auch die Körperschaften, aus denen die deutschen Fürsterzbischöfe und Fürstbischöfe hervorgingen, und auf die sie sich nach der geistlichen Seite hin stützten, die Domkapitel, bestanden nicht aus bloßen Creaturen der Curie, sondern rekrutirten sich meist aus dem hohen und niedern Adel und den Gelehrten deutscher Nation.

Diese Umstände bewirkten im deutschen Reiche ein ähnliches Unabhängigkeitsstreben der Landesbischöfe gegenüber dem obersten Bischof zu Rom, wie in Frankreich die zum Theil auf andern Ursachen beruhenden Grundsätze der gallikanischen Kirche. Jenes Unabhängigkeitsstreben erreichte grade gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Höhepunkt und rang nach einer bestimmten positiven Bestätigung und Verkörperung in der sogenannten Emser Punctation (1786).

Als vorbereitende Schritte dazu hat man zwei literarische Erscheinungen innerhalb der katholischen Welt selbst anzusehen, die tief ins Fleisch — nicht zwar des Katholicismus, aber des Ultramontanismus und Papiasmus — einschnitten. Die eine war des Weihbischofs von Honthelm Schrift: „De statu praesenti ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis, 1765.“ Die Schrift erschien unter dem Pseudonym: Febronius. Es ward darin ausgeführt, daß das wahre unverfälschte katholische Kirchenrecht keineswegs eine Allmacht des Papstes begründe, daß jeder Bischof in seinem Sprengel Anspruch auf eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit habe: genug, daß sogenannte Episkopalssystem ward entschieden geltend gemacht im Gegensatz zu dem von den Ultramontanen verfolgten Curialsystem mit der Allmacht und Unfehlbarkeit des Papstes als Grundlage.

Die Schrift machte natürlich großes Aufsehen. Eine Art von Widerruf, wozu ihr Verfasser, eingeschüchtert von Rom aus, sich verleiten ließ, ward später von ihm zurückgenommen.

Schon im Jahre 1769 fand dann die erste vertrauliche Zusammenkunft

deutscher Erzbischöfe statt, deren Zweck die Verabredung eines gemeinsamen Vorgehens im Sinne jener Hontheim'schen Ansichten war. Kaiser Joseph, an den die Erzbischöfe sich um Schutz für ihre Bestrebungen wandten, scheint sich damals noch zurückhaltend gezeigt zu haben. Er hatte freilich zu jener Zeit nur erst als römischer Kaiser, aber nicht in seinen Erblanden, wo seine Mutter, die Jesuitenfreundin, noch herrschte, Macht und freie Hand.

Ein zweiter literarischer Angriff gegen das ultramontane Papalsystem erfolgte 1770 in den „Briefen eines Baiern über die Macht der Kirche und des Papstes“, von Zaupser, demselben, der auch „über den falschen Religionswahn“ schrieb und die „Ode auf die Inquisition“ verfaßte.

Im Jahre 1781 bestieg endlich Joseph II., der Schüler und Verehrer Rousseaus, der Nebenbuhler und Nachahmer Friedrich's II. in Aufklärung und Toleranz, den österreichischen Thron und eine seine erste Regentenhandlung war der Erlass des „Toleranzedictes“ und der damit zusammenhängenden Verordnungen, durch welche theils die unwürdige rechtlose Stellung der Nichtkatholiken in den österreichischen Staaten verbessert, theils die unter seinen Vorgängern ungebührlich ausgedehnte Macht und Anmaßung Roms gegenüber selber der kaiserlichen Gewalt in ihre Grenzen zurückgewiesen, theils endlich das Uebermaß kirchlich-katholischer Einrichtungen, besonders der in's Ungemessne angewachsenen Klöster, Mönchs- und Nonnenorden, einigermassen beschränkt wurde. Durch diese Josephinische Gesetzgebung — die noch heute in Oesterreich bei allen aufgeklärteren Katholiken in unvergeßlichem Angedenken steht — wurden die Ankündigungen und Anordnungen des Papstes dem landesherrlichen Placet unterworfen, wurde die Lostrennung der geistlichen Orden von ausländischen Obern und ihre Unterwerfung unter einheimische decretirt, wurde die Ertheilung der Ehedispense, die bis dahin nur von Rom aus erfolgt war, den Landesbischöfen zugewiesen, wurden diese selbst auf die Beobachtung der Landesgesetze eidlich verpflichtet, wurden von den mehr als 2000 Klöstern in Oesterreich 700 aufgehoben, andre besonders begüterte zwar bestehen gelassen, aber zur Anlegung von Schulen aus ihren Mitteln gezwungen, wurden die 63000 Mönche und Nonnen auf 27000 reducirt, wurden die sogenannten „Bruderschaften“ gänzlich abgeschafft, ihr Vermögen den Armenanstalten überwiesen, wurden Wallfahrten und Prozessionen vermindert und anstößige Ceremonien dabei abgeschafft, wurde der Gottesdienst vereinfacht, die Bildung der Weltgeistlichen durch Errichtung von Seminarien verbessert, u. dg. m.

Diese Josephinischen Reformen und die Standhaftigkeit, womit Joseph daran festhielt — trotz der lebhaften Opposition im eigenen Lande (von Seiten der Geistlichkeit, der Stände, ja vieler kaiserlichen Behörden selbst) — trotz der Proteste des päpstlichen Nuncios, der, als diese nichts fruchteten, Wien verließ und nach München, der nova Roma, übersiedelte, ja trotz des Besuchs,

den dem Kaiser der Papst selbst in Wien abstattete, um durch sein persönliches Ansehn ihn zum Widerruf jener Maßregeln zu bestimmen, sowie das ungeheure Aufsehn, welches das Vorgehn Joseph's erregte, und die allseitige zujachzende Beistimmung, welcher er inner- und außerhalb Deutschlands begegnete — alles dieses mag die deutschen Erzbischöfe zu dem zweiten entscheidenden Schritte ermutigt haben, den sie 1786 in der sogenannten Emser Punktation unternahmen. In dieser kamen sie über folgende Punkte überein: „der Papst ist und bleibt die höchste oberaufsichende Gewalt in der Kirche und als solcher von Gott mit der dazu erforderlichen Jurisdiction versehen. Allein alle die Vorrechte, welche mit dieser Stellung nicht schon in den ersten christlichen Jahrhunderten verbunden waren, vielmehr erst durch die falschen Isidorischen Decretalen zum offenbaren Nachtheil der Bischöfe hinzugekommen sind, können, nachdem die Unechtheit jener Decretalen anerkannt ist, nicht mehr geltend gemacht werden; sie gehören in die Klasse der Eingriffe der römischen Curie, und die Bischöfe sind befugt, da keine gütlichen Vorstellungen bei der Curie etwas helfen, sich selbst in die ihnen gebührenden Rechte, unter dem Schutze Sr. Majestät des Kaisers einzusetzen. Es soll daher ferner kein Recurs an die römische Curie mit Uebergehung des zuständigen Bischofs statthaft sein. Die Orden solle keine Verfügungen mehr von fremden Obern annehmen, auch den Generalversammlungen außerhalb Deutschlands nicht mehr beizuwohnen dürfen. Es sollen keine Geldbeiträge (Peteröspennige!) außerhalb Landes nach Rom geschickt werden. Jeder Bischof kann in seinem Sprengel Gesetze geben, dispensiren, fromme Stiftungen nach Bedürfniß umwandeln. Erledigte Pfründen sollen nicht von Rom aus, sondern im geordneten Wege der Wahl und mit eingebornen Deutschen besetzt werden. Die Palliumsgelder und andere dergleichen Abgaben sollen nach dem Beschlusse einer in Deutschland abzuhaltenden Kirchenversammlung abgelöst werden. Ein deutsches Nationalconcil soll diese u. a. Angelegenheiten regeln, auch eine Verbesserung der Kirchendisziplin anbahnen.“

Diesmal zeigte sich Joseph II. den Wünschen der deutschen Kirchenfürsten nach Förderung ihrer Bestrebungen durch Dazwischenkunft der kaiserlichen Autorität nicht unzugänglich. Er rieth ihnen auch, die Würdenträger zweiter Ordnung, die Bischöfe beizuziehen, um so eine compacte Macht gegen die Uebergriffe Roms zu bilden. An den Bischöfen aber scheiterte das nationale Unternehmen. Sie fürchteten wol, wenn sie den Erzbischöfen ohne einen direkten Rückhalt an Rom unterstellt würden, in allzu große Abhängigkeit von diesen zu gerathen. Genug, selbst solche, welche früher wol auch gegen die Allmacht Roms Widerspruch erhoben hatten, (wie z. B. der Bischof von Speyer, der beim Kaiser Schutz suchte, als man von Rom aus gegen die Mißbräuche seiner bischöflichen Amtsführung einschritt) wollten doch von einer solchen

organisirten Opposition gegen dasselbe nichts wissen. Und so fiel auch dieser, anscheinend so nachhaltige und so erfolgverheißende Anlauf zur Bildung einer der gallitanischen ähnlichen nationalen katholischen Kirche in Deutschland, oder mindestens zur Stärkung des seiner Natur nach auf größere Mäßigung angewiesenen Episcopalsystems im Gegensatz zu dem Alles verschlingenden und unterjochenden Papalsysteme dennoch in Nichts zusammen.

So blieb es bei einzelnen Akten der Selbständigkeit, der Toleranz und Aufklärung, in denen die einsichtsvolleren und kräftigeren Kirchenfürsten Deutschlands im vorigen Jahrhundert, zum Theil freilich auch solche, die (wie auch manche weltliche Fürsten damals) mehr dem Schein und der Popularität, als dem eigentlichen Wesen einer vernünftigen Aufklärung nachstrebten, mit einander wetteiferten. So wenn die beiden Grafen von Erthel, der eine glänzender Kurfürst und Erzbischof von Mainz, der andere, solidere, Fürst-Bischof von Bamberg und Würzburg, sich mit protestantischen Gelehrten und Schriftstellern (wie Forster, Sömmring, Wedekind, Heinse u. A.) umgaben oder mit solchen brieflich verkehrten, wenn der Coadjutor des Erzbischofs von Mainz, Dalberg, durch seine Bemühungen um deutsche Wissenschaft und Literatur und seinen intimen Verkehr mit den Herren dieser letzteren sich einen verdienten Ruf begründete, den er nur leider später durch seine Kriecherei vor Napoleon und seine Intriguen zur Auslieferung Deutschlands an diesen gründlich ruinierte; wenn andere geistliche Fürsten ihre Unterthanen zum Besuch der protestantischen Universität Göttingen aufmunterten und unterstützten; wenn ein Bischof von Passau die geistlichen Bruderschaften in seinem Sprengel aufhob und die von Rom erlangten Ablässe, die Lukaszettel „und sonstigen Aberglauben“ geradezu verbot, wenn Berufungen von den Bischöfen an die römische Nunciatur durch den Kurfürstlichen Erzkanzler von Mainz auf Grund eines kaiserlichen Mandats förmlich untersagt wurden u. dgl. m.

Es gibt zu denken, wenn man erwägt, wie vor nun fast einem Jahrhundert der deutsche Episcopat nahe daran zu sein schien, sich von der erdrückenden Gewalt Roms zu emanicipiren und die katholische Kirche innerhalb Deutschlands in einer dem deutschen Geiste angemessenen Richtung zu organisiren und zu reformiren — und wie heute volle drei Menschenalter später die deutschen Bischöfe, nach dem kurzen ohnmächtigen Versuch zu Fulda, sich widerstandslos selbst der alleräußersten Zuspizung jener Universalherrschaft Roms, der Proclamirung der päpstlichen Unfehlbarkeit, nicht nur gefügt haben, sondern wie sie in geschlossener Phalanx fanatisch für dieselbe eintreten!

Karl Biedermann.